

Der Zug von Budapest nach Pécs fährt lange nur ganz zögerlich, bleibt zwei Mal zwischendurch stehen, überall gibt es grosse Baustellen, und wir denken schon, so kommen wir nie an*, denn nach über einer Stunde tümpeln wir immer noch im Einzugsgebiet der Hauptstadt herum. Doch dann geht es plötzlich schnell voran, die anderen Dreiviertel der Strecke legen wir im Nullkommanichts hinter uns. Kurz vor Pécs allerdings, siehe das Google Maps-Momentbild von meinem Mobile, eine Irritation, denn der Zug, der da noch Pécs anpeilt, scheint es danach plötzlich zu verpassen. Offensichtlich – wenn ich das richtig gesehen habe – umfährt der Zug das grössere Naturschutzgebiet im Norden von Pécs, um sich der Stadt dann vom Westen her anzunähern.

Und dann fahren wir ein. Endstation. Da bin ich also.

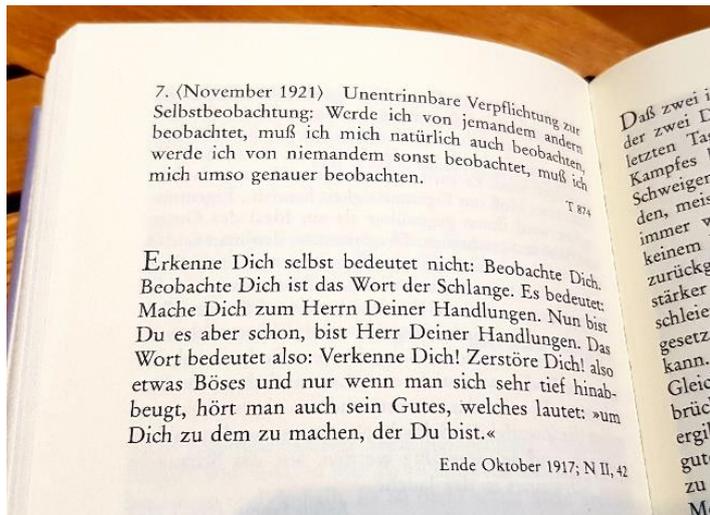
Ich soll ein Pécser Tagebuch schreiben, sagt mir Károly Méhes. Nichts lieber als das, über Pécs schreiben und meine Beobachtungen und Erlebnisse und was auch immer in Pécs, denn ich kann ja gar nicht anders, als mir jeden Ort, an den ich komme, neugierig anzuschauen und mir ständig Gedanken darüber zu machen, was ich sehe, verstehe, nicht verstehe, noch wissen will. Ich sollte öfter aufschreiben, was mir alles durch den Kopf geht, vor allem, wenn ich an einem fremden, noch fremden Ort bin, das würde dieses Chaos da drin vielleicht ein wenig mehr strukturieren. Stattdessen konzentriere ich mich meistens auf die literarischen Texte, an denen ich gerade arbeite, und fokussiere nur auf das, was ich gerade an Material dafür brauchen kann. Das Fokussieren ist ja so eine magische Sache. Man zieht förmlich wie ein Magnet das an, was man sucht. Plötzlich scheint die ganze, na ja, ok, nur die halbe oder ein bisschen Welt sich so zu gebärden, als dass sie zeigen müsste, dass der Stoff, das Thema, die Fragen, mit denen ich mich gerade auseinandersetze, einfach überall zu finden ist. Dabei ist es ja eigentlich nur so, dass ich vieles andere, was mich vielleicht sonst interessiert hätte, ausblende, das Licht auslösche, also sträflich vernachlässige, kaltblütig ignoriere, links liegen lasse. Ob man Letzteres im Detail ins Ungarische übersetzen kann? Na, guet Nacht am Sächsi, würde man auf Schweizerdeutsch sagen, das heisst: «Gute Nacht um sechs Uhr».

* Von Enikő Kulcsár erfahre ich später, dass der Zug erst seit 1. April 2019 auf der Strecke wieder normal durchfährt. Vorher musste man irgendwo plötzlich aussteigen – und dabei gab es nur Informationen in Ungarisch, Fremde seien ziemlich verloren gewesen. Diese Erfahrung blieb uns tatsächlich erspart!



Warum gerade sechs Uhr, weiss ich auch nicht. Wahrscheinlich ist mit der Redewendung gemeint, dass man schon um sechs Uhr abends schlafen gehen würde bzw. soll, wenn es derart schwierig ist, also eine geradezu unerfüllbare Aufgabe darstellt. Soll also einer, eine alle diese Sprachbilder ins Ungarische übersetzen: ausblenden, das Licht auslöschten, sträflich vernachlässigen, kaltblütig ignorieren, links liegen lassen.

Derweil denke ich über die Gattung Tagebuch nach. Kafka schrieb eines (hier Tagebucheinträge von Kafka aus einem Buch mit kompilierten Texten des Pragers mit dem Titel «Kafka Brevier» in der Bibliothek der Stipendiat/innenwohnung; wo Kafka-Bücher stehen, bin ich beruhigt, werde ich mich in jedem Fall zu Hause fühlen!) und auch Max Frisch, Thomas Mann, Kleist oder auch zum Beispiel Ludwig Hohl – das Tagebuch wurde



von vielen Schriftsteller/innen als literarische Form verwendet, ich denke da u.a. auch an Christa Wolf oder Uwe Johnson mit seiner unvergesslichen Gesine Cresspahl in den vier «Jahrestage»-Bänden, die ich in einem Leserausch verschlungen habe. Und dennoch ist gleichzeitig das Tagebuch-Schreiben konnotiert mit Mädchen-schreibt-halbheimlich-über-sein-Schmachten-und-Leiden. Und mit dem Drama, wenn, was ein Geheimnis sein soll, entdeckt und unerlaubt gelesen, erlesen wird. Ein Tagebuch verbindet man mit der Vorstellung von Das-Innerste-preisgeben, dem, was Menschen keinem anderen Menschen anvertrauen würden, nur dem Papier (bzw. heute dem Computer). Und der psychologischen Deutung, die sagt, dass man es doch schreibt, weil man hofft, dass es einer, eine eines Tages lesen wird. So wie ein Suizid(versuch) in dieser Sichtweise ein Hilfeschrei wäre. Ich habe auch immer wieder Tagebuch geschrieben wie es u.a. auch Anne Frank getan hat, doch ich habe auch immer wieder aufgegeben. Denn dieses Ich-setze-mich-nun-jeden-Tag-einmal-hin-und-schreibe-zum-Tag-in-das-Tagebuch, liegt mir überhaupt nicht. Um dann beispielsweise zu schreiben: «Heute nichts – oder kaum was – passiert.» «Uninteressanter Tag.» (Obwohl ja ein Tag nur so langweilig sein kann wie derjenige oder diejenige, die ihn erlebt! – also selber schuld ...) Statt Tagebuch zu schreiben, habe ich früh angefangen, Gedanken zu notieren, Skizzen, Sätze, Wörter, die mir aufgefallen sind, Überlegungen zu Texten, später dann gemischt mit Notizen zu Büchern und Filmen, die ich sah und zu denen ich dann als Filmkritikerin meist auch eine Rezension schreiben sollte, dazwischen ein Name, eine Adresse, ein recherchiertes Titel eines Buches, das ich vielleicht eines Tages lesen würde, ein Zitat, eine Pendenzenliste, Rumpfstücke, Angefangenes

und mehr ... In meinem Keller liegt eine volle Kiste mit solchen Notizbüchern, die ich bei jedem Umzug in die Hände nehme, und dabei denke ich mir, dass ich sie jetzt endlich wieder alle anschauen werde, durchlesen, was ich dann tue, aber nach zwei, drei Stunden muss ich sie weglegen, es ist einfach zu erschöpfend, was da alles auf mich einstürzt, ich müsste noch ein zweites und drittes Leben haben, um das alles zu bearbeiten – und zu verarbeiten. Vielleicht, eines Tages, wenn mir langweilig werden sollte? ... Frischs Tagebücher I und II fand ich immer da am interessantesten, wenn er nicht einfach über seinen Tag berichtet hat, sondern die Pflichtübung hinter sich gelassen hat und Gedanken entwickelt und verfolgt hat. Diese Passagen liebe ich auch in Kafkas Tagebüchern am liebsten. Und Lichtenbergs Notizen mit Aphorismen sind sowieso schon sehr verdichtet. Jetzt schreibe ich schon zwei A4-Seiten zum Thema Tagebuch inner- und ausserhalb der Literatur und habe selbst noch nicht angefangen, eines in bzw. aus Pécs zu schreiben. Oder doch? Abschweifung jedenfalls ist (auch) eine literarisch erprobte Sache; ich denke da an Lawrence Sternes Gentleman Tristram Shandy, der sein Leben erzählen will, aber über viele Seiten vor lauter Vorgeschichten und Überlegungen lange, sehr lange nicht einmal dazu kommt, seine Geburt zu erzählen. Aufschub Aufschub Aufschub. Derweil hat er sich natürlich schon längst selbst neu erschaffen, erschafft sich immer neu. Das ist ja das Befreiende, oder, wenn man will, auch das Unheimliche am Schreiben: Dass selbst als einfache Memoiren intendierte Texte immer Geschichten erzählen, über den oder die Schreibende und andere Menschen und Ereignisse, Geschichten, der oder sie glauben will oder von denen sie oder er annimmt, dass sie «wahr» sind. Und immer greift die Sprache ein, verändert «das Erlebte», da ja Sprache selbst mit Geschichte angefüllt ist und Gefäss für unser kollektives Gedächtnis, wir teilen sie und gehen, wenn wir sie benützen, eine Art Gesellschaftsvertrag ein, denn sonst würden wir uns ja gegenseitig gar nicht verstehen, jeder würde für die anderen den ganzen Tag lang nur unverständliche Laute von sich geben.

Der italienische Schriftsteller und Philosoph Antonio Gramsci hat einmal geschrieben, sinngemäss: «Das vermeintlich Privateste ist politisch.» (Gramscis sogenannten «Gefängnishefte» sind übrigens auch eine Art Tagebuch, frei interpretiert.) Gegen diese Behauptung habe ich mich zuerst innerlich gewehrt, etwas sollte mich doch noch von den anderen Menschen unterscheiden, mich einzigartig und unersetzbar machen, aber dann musste ich einsehen, dass Gramsci, wie er es gemeint hat (deswegen muss man nicht nicht mehr einzigartig sein), Recht hat, es ist also vielmehr eine wichtige Feststellung, dass nicht zuletzt das Private von Politik bestimmt ist. Und das hat er, meine ich, noch vor Adorno in u.a. seinen «Minima Moralia» oder Michel Foucault in seinen Analysen zur Geschichte von Wahnsinn, Sexualität, Justiz und Macht u.a.m. so klar formuliert – und auch vor Niklas Luhmann und dann Eva Illouz mit ihren je nachdem, wie man es betrachten will, erhellenden oder ernüchternden Systemanalysen zur Liebe als symbolisch generalisiertem Kommunikationsmedium bzw. Ökonomie der Emotionen. Ich könnte jetzt auch noch zur Forschung über «Autofiktion» kommen und damit nochmals ein retardierendes Moment einbauen, und so fort ... Doch ich nehme jetzt einmal eine Abkürzung – fast etwa so, wie man in einer riesigen Ikea-Mall vom fest vorgeschriebenen Weg durch alle Abteilungen, ich erfinde die Reihenfolge frei, Kamprad und seine Verkaufshelfer mögen mir verzeihen, von den Wohnzimmer-Einrichtungen

zu den Betten zu den Schränken zu den Spiegeln zu den Garderoben zu den Stühlen zu den Tischen zu den Bilderrahmen zu den Lagergestellen zu den Giesskannen und Steckleisten und was auch immer geführt wird, und nun biete ich hier also die Gelegenheit, dass wir gemeinsam von den Betten direkt zu den Spiegeln hinüberstechen können, durch eine Öffnung in der Pappwand. Short Cut im Labyrinth. Sonst ja so etwas wie ein Spielverderber, aber hier, könnte ich es nennen: Privileg derjenigen, die mir bis hierher gefolgt sind. Ein Pécs-er Tagebuch wird das hier nicht, das ist mir klar. Vielmehr werde ich, wie der Titel oben verrät, aus all den hier oben stehenden Überlegungen und Lektüren heraus, «Pécs-er Notizen» schreiben. Keine Vornotizen oder «Nachnotizen» (Hohl ...). Alles darf darin Platz haben, eklektizistischerweise, oder eher: wunderbarerweise. Es lebe die Metafiktion, das freie Durchbrechen der Wände, wo und wann immer es sich aufdrängt, die Bedingungen der Produktion werden so auch öfter offengelegt werden. Deshalb auch dies: Mit vollem Kühlschrank schreibt es sich besser. Heute ist Samstag, und ich muss noch dafür sorgen, dass mir das Essen hier nicht ausgeht. Zudem herrscht draussen so traumhaft schönes Wetter, dass ich einmal noch ganz ins Freie gehen muss; auf dem Balkon sitzen, ist nicht dasselbe. Und auch Schriftsteller/innen müssen sich manchmal bewegen. Auch wenn sie dann solange nicht schreiben können. Also ein Einkaufsspaziergang durch die Innenstadt, vielleicht bis zum Shoppingcenter mit dem Namen Árkád, ich nehme an, das kann für einmal als «Arkade(n)» verstanden werden (richtig? ... ich muss dann noch nachsehen ...), das wäre dann eines der wenigen Wörter, die man verstehen kann, wenn man auch kaum ein Wort Ungarisch versteht, weil weder Deutsch noch Englisch noch Französisch oder in meinem Fall Neu-Hebräisch und ein paar Brocken Türkisch und Kurmanci oder Spanisch und Italienisch kaum Eselsbrücken bieten, um ungarische Wörter zu lernen geschweige denn, ohne hartnäckiges Lernen zu erraten oder gar auf Anhieb zu verstehen. Und ja, meine Vermutung scheint richtig zu sein, denn zumindest gibt Google Translate an: árkád = Arkade!

Arkaden, Passagen. In Pécs bin ich mehr Flaneurin denn in Zürich, wo ich wohne. Walter Benjamins «Passagen-Werk» ist im Kern, könnte man sagen, ein Text eines Stadtwandlers, eines Flaneurs – Einkaufengehen als Praxis des Grossstadtbürgers, der Grossstadtbürgerin. Eine Arkade (lat. arcus: dt. Bogen) ist ein Bogen, so das Resultat einer schnellen Google-Recherche, der von Säulen oder Pfeilern getragen wird. Arkaden in alten Städten erlauben es den Menschen als Verbindungsgänge, geschützt von Gebäude zu Gebäude zu kommen, sie garantieren Schatten und Schutz vor Regen. Von solchen Arkaden gibt es in Pécs nur noch wenige. Dafür ist die grosse Shoppingmall Árkád – wie eigentlich alle Malls – nach diesem Prinzip gebaut. Von der Stipendiatin(!)-Wohnung kann man über die Károly utca – da heute als fast durchgängige Fussgängerzone mit vielen Cafés ein wichtiger Teil der beliebten Innenstadt-Flaniermeile – und anschliessend vom Széchényi Platz aus hinunter südwärts gehen, dann sieht man den Árkád-Eingang, wenn man sich der Synagoge auf dem Kossuth Platz nähert.



Dass eine Synagoge so prominent an einem zentralen Platz steht, kenne ich aus der Schweiz nicht (und mir fällt auch kein anderer Ort ein, wo das so ist!*). Die Synagoge der sogenannten Einheits-Gemeinde ICZ in Zürich, der ich selbst angehöre, steht in einer Strasse, als Teil einer Häuserzeile, also nicht so stolz mit viel Freiraum um sich herum wie die Pécser Synagoge. Ebenso verbunden mit den Nachbarhäusern sind die Synagogen der Agudas Achim oder der Liberalen Gemeinde Or Chadasch in Zürich. Nur die mich mit ihren dunklen Farben eher düster anmutende Synagoge der frommeren IRG-Gemeinde steht als Einzelgebäude mit Umschwung da, aber an einer versteckten Lage. Und nun also diese Synagoge hier in Pécs, die ich bewundere und die mich glücklich macht, wie sie da so heiter und hell, die Fassade in warmem Eigelb oder Ananas gehalten – ich sehe im Internet nach, wie man die zwei Gelbtöne dieser Fassade professionell nennen würde, und stosse auf «banana», «tuscan sun», «daffodil» (Van Goghs Narzissen in Don McLeans berühmten Song «Vincent»!), «butter» und «blonde» – ja, wie sie da so seren und mutig steht und noch immer steht, auch wenn ich um sie fürchte in den heutigen Zeiten des jedes Jahr wieder mehr zunehmenden Antisemitismus in Europa. Besser nicht auffallen, sagen sich viele Juden stets, heute und früher; ich erinnere mich an einen lieben Freund, einen ungarischen Historiker, mit seinen jüdischen Eltern in der Schweiz aufgewachsen, und er wusste bis dreizehn nicht, dass er jüdisch war, weil sie es ihm nicht sagten – um ihn zu schützen. Natürlich ein äusserst irrationales Verhalten, denn Nicht-Wissen schützt vor Verfolgung nicht. Und ich glaube, er musste es selbst herausfinden, erst dann bestätigten sie es ihm. Und ja, ich denke offenbar reflexartig angesichts dieser wunderschönen, seit 1869 hier stehenden Synagoge insgeheim: Es ist schon gewagt, so aufzufallen. Gar einen Platz so vergnügt zu dominieren. Wie wunderbar und erfreulich aber, dass das möglich ist, und gar noch, immerhin die Fassade des Hauses, in renoviertem Zustand. Nur etwas Kleines fehlt, nämlich ein Teil eines Buchstabens, in der Schrift oben an der Fassade, im Wort «tfila» (Gebet) ist das pej (פ) nicht vollständig, der Strich oben links nach innen ist beschädigt. Aber nichtsdestotrotz kann man lesen, was wie ein Titel über das ganze Gebäude geschrieben steht, über dem

* Wer ein anderes Beispiel aus Europa kennt, soll sich bitte bei mir melden!: www.seismograf.ch.

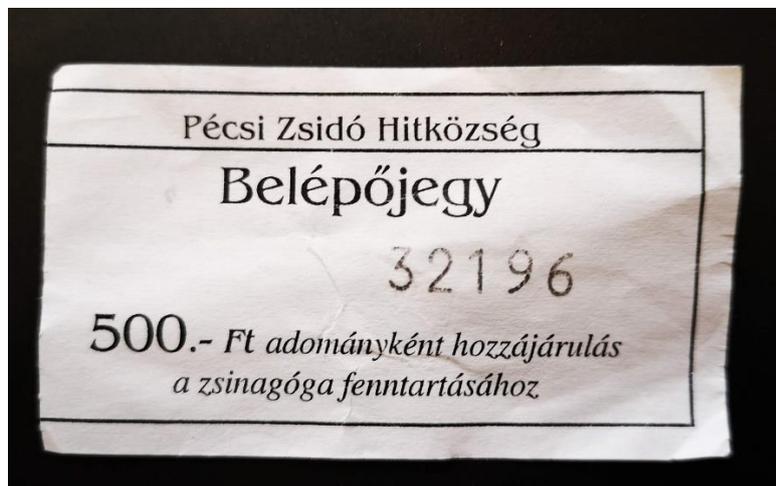
Haupteingang: «Beit tfila ikre le kol ha-amim» (« (...) denn mein Haus wird ein Gebetshaus heissen für alle Völker»; Jesaja 56,7b).

Eine Besonderheit ist das Zifferblatt mit den zwei Uhren: die äussere mit schwarzen Zeigern für die Ortszeit, die goldenen Zeigern schen Buchstaben Zeit in Jerusalem drehen sich entgegersinn! Zuerst da müsste man ja davor stehen bleizweifelsfrei beobachten – doch nein, sächlich so, denn hier zeigt 5 vor 3 rusalemer Uhr» 5 vierten Buchstaben Alphabets (sie läuft



innere, mit den (und hebräi- als Ziffern) die (und die Zeiger dem Uhrzeidachte ich, na, ziemlich lange ben, um das achten zu kön- und es ist tat- die Fotografie Uhr, und die «Je- vor Dalet, dem des hebräischen also richtig,

denn zurzeit, jetzt nach der Umstellung zur europäischen Sommerzeit in den letzten März-Tagen, ist die Zeit in Israel eine Stunde später).



Die Synagoge kann man tagsüber (ausser samstags und an jüdischen Feiertagen) besichtigen (was in Zürich für ein nicht-jüdisches Publikum bzw. gar Nicht-Gemeindemitglieder nur sehr selten oder kaum möglich ist). Etwas vom Schönsten in ihr ist das tiefblaue Gewölbe über der Bima, der Bühne vorne mit dem Thoraschrank und dem

Leseputl. Früher sassen hier, lese ich auf einem eingeschweissten Blatt in der Beschreibung, die der Mann am Eingang mitgibt, die Frauen, wie in den meisten jüdischen Gemeinden, auf dem Balkon (wenn es einen Balkon gibt), heute aber, und das in Folge der drastischen Dezimierung der Gemeinde durch Krieg und Verfolgung, beide Geschlechter unten im Hauptraum der Synagoge, die Männer, heisst es, rechts, die Frauen links. Aber die Gottesdienste werden offenbar sowieso heute nicht mehr in der Synagoge abgehalten, sondern im benachbarten Gemeindehaus.



Aber eigentlich wollte ich noch etwas zur Árkád Shoppingmall sagen. Sie ist ganz anders als das Konzum-Kaufhaus am Kossuth Platz, in dem noch die Stimmung von sozialistischer Staatswirtschaft herrscht, mit wenig Investition in die Schaffung einer gemütlicheren Atmosphäre. (Dafür sind im Konzum die Preise tendenziell sehr tief – als sei das eine eben nicht ohne das andere zu haben).

In den Árkád dann, gleich auf der anderen Seite der Rákóczi utca, findet man alles unter einem grossen Dach, und diese moderne Mall ist auch mit Free Wifi ausgestattet, was es mir erlaubt, beim Einkaufen die ungarischen Namen von Gewürzen im Internet einzugeben und übersetzen zu lassen, um am Ende unter den vielen Säckchen (die meisten ohne Fotos der Kräuter selbst) auch wirklich Salatkräuter und nicht etwa Rosmarin oder gar Zimt oder Nelken zu kaufen.*

* «Bonyolult a dolog» schreibt mir mein ungarischer Freund einmal in meiner Pécs-er Zeit, und ich soll offenbar selbst herausfinden, was das heisst (einmal mehr relativ einfach möglich dank Internet ..., nämlich: «keine komplizierte Sache»).

Benjamin schreibt in seinen «Passagen-Texten», in denen er in der bunten Kombination von Geschäften und Cafés eine Aura des Rätselhaften und viel Merkwürdiges entdeckte: «Der Flaneur ist der Beobachter des Marktes. Sein Wissen steht der Geheimwissenschaft von der Konjunktur nahe. Er ist der in das Reich des Konsumenten ausgeschickte Kundschafter des Kapitalisten.» Ich beobachte also, als Flaneurin – und immer hungrigere Stipendiatin im riesigen InterSpar –, was offenbar in Ungarn gerne viel gekauft wird. Denn wenn sie es nicht kaufen, würde es hier sicher bald schon nicht mehr angeboten. Sehr viele Kleiderläden für Frauen gibt es im Árkád, aber immerhin auch zwei oder drei nur für Männer, ein grosser Laden für Sneakers u.ä., einen riesigen Multimediemarkt und einen grossen Sportshop, aber auch einen Laden, der Kameras und Zubehör verkauft – vor dem bleibt mein Freund Miklós, der mich die ersten Tage begleitet, stehen (er ist nämlich Fotograf –) und bemerkt, dass alle Ausstellungsgegenstände nur die Packungen sind, zwar mit den Fotos drauf, aber man kann nichts im Original sehen! Wir fragen uns, warum das so ist: weil zu viel gestohlen wurde – oder einfach aus Bequemlichkeit? Wir sehen die vielen Dinge Dinge Dinge und machen uns zwangsläufig Gedanken über all das, was diese Dinge erzählen, ihre Anhäufung, ihr Versprechen, ihr Glitter und Glanz, die Diskrepanz zwischen den hohen Tausender-Forint-Zahlen und dem grossen Preisunterschied (i.d.R. ca. 2/3 billiger) zu den selben Produkten in der Schweiz, die bunten Berge von Eiscrem im wörtlichen und übertragenen Sinn, und da sind wir bald sehr müde. Mich beschleicht sowieso immer schnell eine tiefe Müdigkeit in solchen Konsumtempeln, und die Klimaanlage und das flau künstliche Licht tun ihr Übrigens dazu, dass ich nur noch erschöpft ans Tageslicht hinaus stolpern kann. Aber nicht ohne tej (Milch), sajt (Käse), vécépapír (bzw. toalettpapír: versteht man, verstehe ich ohne Übersetzung), saláta (auch das –), paradicsom (Paradeiser, wie die Österreicher sagen, also Tomaten), joghurt (ja, ist sowieso eines der internationalsten Wörter, wie beispielsweise auch Taxi) und narancslé (Orangensaft). Wieso in einem anderen Land sein, wenn nicht viele Wörter der Sprache dieses Landes zu lernen?

Aber immer noch kann ich nicht einmal sagen: «Ich bin in Pécs.» Das muss ich gleich einmal nachsehen. Also: «Pécsett vagyok.» Und das ist offensichtlich eine Ausnahme, denn während es heisst «in Budapest»: «Budapesten», oder «in Szeged»: «Szegedben», oder «in Győr»: «Győrben», bildet man «Pécsett». Ich befinde mich also eindeutig in einer Ausnahmestadt.

Und in dieser Ausnahmestadt eröffnen sich mir viele Dinge Schicht um Schicht – wie oft, wenn wir in uns noch fremde Städte kommen und langsam, nach und hinter den ersten Eindrücken, die eine und andere Geschichte erfahren und beobachten und zunehmend mehr kennen. Eigentlich ist es mit jedem Ort sogar ja so, dass wir ihn sehen, die ersten Wahrnehmungen machen, dann geht es da und dort, wo wir uns interessieren, einen Schritt tiefer hinein, dann stagniert es wieder, dann plötzlich geht es wieder mit einem Schub weiter, in die Tiefe und in die Breite, die Topografie eines Ortes, wie wir ihn wahrnehmen, verändert sich so ständig. Pécs, als ich angekommen bin, war eine mittelgrosse, im Kern sehr geruhige Stadt, die vor noch nicht langer Zeit Kulturhauptstadt war. Dann ist sie, zwischen Anfang und Mitte April, zunehmend vielschichtiger und widersprüchlicher geworden, und sie ist erwacht. Vor allem letzteres ist eindrücklich – denn Anfang April befreit sich die Stadt immer noch ein wenig von den letzten Resten des Winterschlafs, schaut noch ein wenig schlaftrunken in die Welt hinaus,

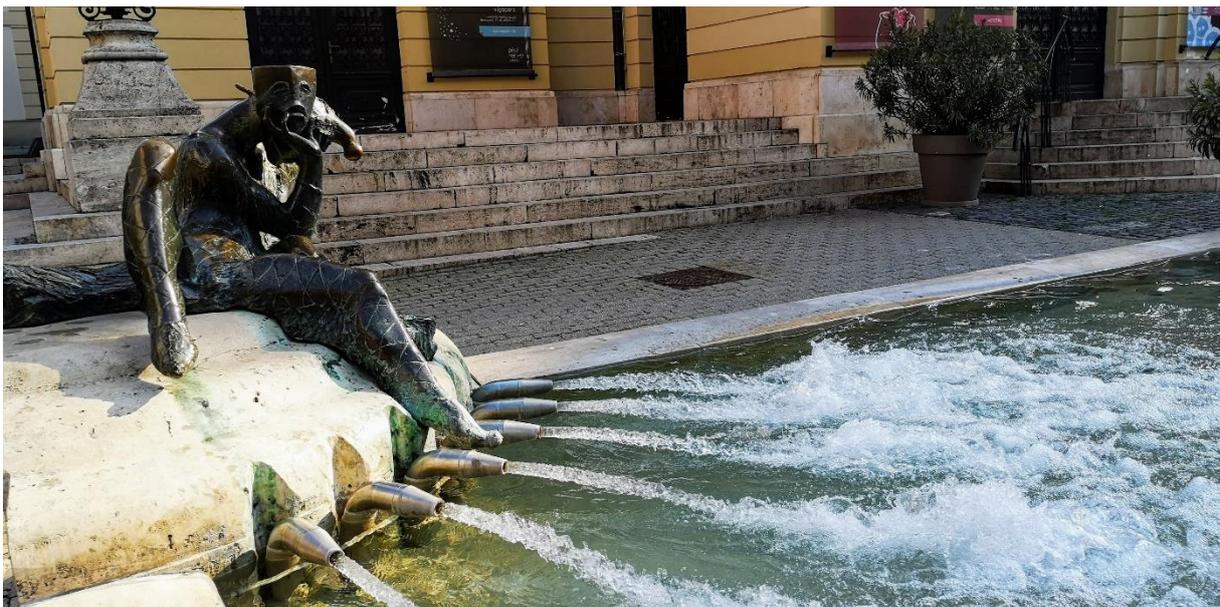
doch dann, ungefähr eine Woche vor Ostern, beginnt sie ihre Federn aufzuspreizen und sich heraus zu putzen. Staub, Steinchen, Blätter und Ästchen liegen in den Rillen der Wasseranlagen auf dem zentralen Széchenyi-Platz, und ich vermute bei ihrem Anblick, dass das auch anders aussehen kann, und dann, bevor ich wieder daran denken konnte, ist da eines Tages plötzlich eine dreiköpfige Reinigungsmannschaft am Werk, mit Besen, Wasserschlauch und anderem Gerät bewaffnet. Und nochmals zwei Tage später ist der Széchenyi-Platz wie verwandelt: Das Wasser schiesst aus den Poren jenes flachen Beckens empor, wächst und fällt, und die Kinder sind wie magisch von diesem Brunnenspiel angezogen, nähern sich zuerst noch zögernd dem Nass, rennen bald lachend und kreischend um die Fontänen herum, so lange, und noch etwas länger, als die Eltern sie bereits zurückrufen.



Plötzlich schiessen auch die Eisdieleen wie Pilze aus dem Boden, und infolgedessen, bin ich versucht zu sagen, schlecken die Menschen nun überall Eis von hochgetürmten Cornets, nicht mehr nur aus den bis dahin nur vereinzelt anzutreffenden Gelati- bzw. Cukrászda-Läden, die Menschen – und es sind mehr Ungarn als Touristen, meine ich auszumachen, Kinder und ebenso viele Erwachsene, mein ungarischer Freund bestätigt mir: «Oh ja, die Ungaren essen sehr gerne Eis, stehen lange Schlange, wenn es irgendwo gutes Eis gibt!» – und so versenken sie ihre Zungen in Bergen von kräftig leuchtendem Rosa-Violett, Hellgrün, glänzendem Dunkelbraun oder Himmelblau.



Selbst das Caflisch, das mit seinem Schweizer-Namen neugierig machte (Caflisch ist ein typischer Bündner Name*, und das Café ist tatsächlich der Wirkungsort eines Schweizers, der, wie so viele, in Folge der schwierigen wirtschaftlichen Bedingungen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts auswanderte, um im Ausland das Zuckerbäcker-Handwerk zu lernen), aber mit seinem mageren Angebot und den unbequemen Sitzgelegenheiten beim ersten Besuch eine Enttäuschung war, präsentiert jetzt eine Eisbox direkt an der Strasse. Denn noch etwas verändert sich in Pécs geradezu schlagartig mit Ende der zweiten April-Woche: Die Restaurants bauen auf die Strasse aus. In der langen Király utca, einer der Hauptschlagader des Fussaushverkehrs (hier dürfen keine Autos mehr fahren), werden jetzt an mehreren Orten Holzbühnen zusammengezimmert, rund 15 Zentimeter hoch und alle mit einem robusten Zaun darum, für das Bewirten unter freiem Himmel.



Die eher nach innen gekehrte Stimmung weicht einer schon beinahe ausgelassenen

* Etymologisch kommt «Caflisch» von Casa Felix = Haus Felix, daraus wurde Ca-Flisch, Caflisch.

Atmosphäre in den Strassen, obwohl sich die Menschen in ihrer Kleidung kaum verändert haben. Beinahe ein Wunder. Nur eine kleine Verschiebung ist es, und sie verändert ganz viel – und ich denke, da ich von diesem durch wenige Verschiebungen so verwandelte Pécs schreibe, einmal mehr an den von mir geliebten Walter Benjamin, der in Anlehnung an eine talmudische Anschauung die Vorstellung formulierte, dass die Welt in einer Entstellung unerlöst gefangen sei – die einmal durch eine nur kleine Verschiebung, «um ein Geringes» (ent-)entstellt, also zurechtgerückt werde, und dass dies die (messianische) Erlösung bedeute.



Eine andere Art von Verschiebung, vielmehr eine Ernüchterung, erfährt leider meine Freude über die stolz einen hehren Platz überblickende Synagoge. Denn wie mir Johann bzw. János Hábel* erzählt, war der heutige Kossuth-Platz im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts, als die Synagoge gebaut wurde, nicht ein schöner Platz wie heute, sondern vielmehr eine Verkehrsachse und Umschlagplatz. Die reicheren Mitglieder der jüdischen Gemeinde legten ihr Geld zusammen, um das Stück Land zu kaufen, das dem Orden der Barmherzigen Brüder gehörte. Im Internet finde ich die Seite der Barmherzigen Brüder in Pécs, wo beschrieben wird, dass ihr Krankenhaus, 1796 gegründet, nach rund sechzig Jahren aufgrund des enormen Zulaufs in finanzielle Not geriet – und dass es von einem dankbaren Wiener Bürger gerettet wurde, der dort früher, als noch mittelloser Mann, kostenlos gesund gepflegt worden war. Nun vermute ich, dass die Barmherzigen Brüder in ihrer schwierigen Lage, um zu Geld zu kommen, auch das Land verkauften, auf dem heute die Synagoge* steht. Die Architekten der Synagoge waren Frigyes Feszl, Károly Gerster und Lipot Kauser – ersterer ist auch heute noch sehr bekannt, weil er u.a. auch das Vigádo-Gebäude (1859) an der Donau, wo heute Ausstellungen und Konzerte

* János Hábel ist Experte für die jüdische Geschichte in Pécs, der Monate in städtischen Archiven verbracht und unendlich viel Material zu diesem Thema entdeckt und auch viel davon veröffentlicht hat, und ich verdanke seinem Wissen sehr viel für diese Notizen.

* Der Bau der Synagoge dauerte gemäss Handout, das den Besucher/innen in der Synagoge abgegeben wird, vier Jahre, und 1869 wurde sie eröffnet.



stattfinden – das erste klassische Konzert in Budapest habe ich hier gehört –, und insbesondere den Innenausbau der Grossen Synagoge (1854-59), Dohány utca, in Budapest gestaltet hat.*

In Budapest und in Pécs habe ich bereits viele eindrückliche Bauten kennengelernt. Begeistert hat mich das moderne, 2010 fertig gestellte Kodály Zentrum mit der grossen Konzerthalle. Auf der Website der Halle wird stolz Maxim Vengerov mit dem Satz zitiert: «Das Kodály-Zentrum ist eine musikalische Stradivarius.» Tatsächlich ist die Akustik fantastisch, ein voller, warmer, differenzierter Klang erreicht uns auch auf dem seitlichen Balkon, der Raum scheint alles noch klarer zu strukturieren und gleichzeitig mehr zu verbinden. Wie eine Muschel ist der Saal gebaut, eine glänzende, prachtvolle Schnecke aus dunklem Holz, in deren Gänge wir mit hineingedreht werden, in Hörgänge, die etwas wunderbar Neues hören und wahrnehmen dürfen. Es ist ein zugleich geschützter, intimer und offener Raum. Drinnen Konzentration, Zuhören, Zusehen, Spielen, Musik. Draussen das helle Foyer für das Gesellschaftliche, das Herumgehen und -stehen, Gesehen-Werden, Hallo-Sagen, Gespräche und Kaffee, Kuchen, Trinken.

Auf den Spuren der Architektur und ihrer Geschichte in Ungarn bewege ich mich auch, als ich eine Führung des Lenau-Hauses in Pécs mitmache. In Zusammenarbeit mit der Deutschen Botschaft in Budapest findet da eine solche Führung mit zwei Fachleuten in deutscher Sprache statt, für mich wunderbar. Also gleich angemeldet und hin. Das Lenau-Haus liegt an der Munkácsy Mihály utca, und ich denke einmal mehr, dass in der Pécs'Innenstadt fast alle Plätze und Strassen Namen tragen wie in Budapest; anders als z.B. in der Schweiz, wo jede Stadt sehr viele unverwechselbare Namen trägt – einen Barfüsserplatz oder eine Spalenvorstadt u.v.a.m. gibt es nur in Basel, einen Stauffacher-Platz, eine Kanzleistrasse oder eine Seefeldstrasse nur in Zürich und so weiter –, gibt es sowohl in Budapest wie in Pécs (und auch in vielen anderen ungarischen Städten?) einen Széchenyi- und einen Kossuth-Platz, eine Király, Terez, Bajcsy-Zsilinszky*, Nagy Lajos, Jokai, Munkácsy utca und beispielsweise auch eine Rákóczi út: eine

* Ganz deutlich ist übrigens, wie das ungarische Judentum Mitte des 19. Jahrhunderts eine «Blütezeit» erreichte, die sich im Bau vieler Synagogen manifestierte (Alte Synagoge in Szeged (Henrik und József Lipovszky, 1837-1843), Budapest (Ludwig Förster aus Wien, 1854-1859), Miskolc (ebenfalls Förster, 1856-1863), Pécs (1865-1869), Győr (Károly Benkó, 1868-1870), Debrecen (3 Synagogen: 1893, 1897, 1910).

* Ich musste drei Mal kontrollieren, ob ich diesen für Deutschsprachige komplizierten Doppelnamen auch richtig abgeschrieben habe! Bajcsy-Zsilinszky Endre lese ich, war Mitbegründer der nationalradikalen Partei – was, lese ich, offensichtlich eher mit Bodenreform als mit ausgrenzendem Nationalismus zu tun hat – und zurzeit des Nationalsozialismus nahm er Stellung gegen Horthy, exponierte sich für inhaftierte Kommunisten und rassistisch Verfolgte, wurde Widerstandskämpfer. Als Anführer der ungarischen Resistance wurde er von den Pfeilkreuzlern gefasst und im Gefängnis erhängt. Von seinen Freunden sei er, heisst es, als «ungarischer Don Quichotte» bezeichnet worden, oder als «letzter Romantiker». (Alles laut dem Biographischen Lexikon zur Geschichte Südosteuropas vom Leibniz-Institut für Ost- und Südost-Europaforschung.)

Vereinheitlichung und Verpflichtung auf ein nationales Programm, offensichtlich sehr viel nachdrücklicher als in der Schweiz, und ich denke, ja, das macht Sinn, zumindest, wenn man an den gern beschworenen «Kantönligeist» denkt (die Kantone in der Schweiz sind zwangsläufig alle klein – aber beharren auf ihrer grösstmöglichen Souveränität).



Wir gehen vom Széchenyi-Platz in Richtung Norden den Hügel hinauf, wo die Gegend immer reicher wird*, eine Villa reiht sich an die andere, alle mit Umschwung, und hier hat u.a. der jüdische Architekt Fred Forbát, der selbst aus Pécs stammt, ein Haus ganz im Bauhaus-Stil gebaut. Forbát, der vor der Magyarisierung Alfred Fűchl hiess, arbeitete in den 1920er Jahren bei Walter Gropius, kehrte 1933 in seine Geburtsstadt zurück und wanderte von hier 1938 nach Schweden aus, weil er als Jude auch in Ungarn nicht mehr als Architekt arbeiten durfte. 1933 kehrte auch Marcel Lájos Breuer von Deutschland nach Pécs zurück, um von hier 1937 nach Amerika auszuwandern und dort u.a. mit Gropius die Architekturfakultät der Harvard University aufzubauen. Wären sie geblieben, hätte man auch sie in das grosse gelbe Gebäude beim Bahnhof verbracht und von hier in Zügen direkt nach Auschwitz deportiert. Der Ort des Pécs-Gettos steht noch, das Häuser-Viereck, gebaut wie eine Blockrandbebauung, deshalb traurigerweise auch als Gefängnis geeignet, ist heute das Mietshaus der Ungarischen Bahn. An das Getto erinnert eine Tafel an einem der Eingänge, und es ist einmal mehr unheimlich, wie beinahe unberührt von den Grausamkeiten, von Ausgrenzung, Verfolgung und Mord Mauern stehen bleiben, mir stockt der Atem. In einer Strasse unweit vom Bahnhof strebt eine alte Frau auf mich zu, sie kommt schnell näher, ich sehe die Lücken in ihrem Gebiss, sie murmelt etwas, das ich nicht verstehe, ich versuche ihr auszuweichen, sie klemmt mich beinahe zwischen sich und eine Wand, ich bin verdattert und erschrocken, so dass ich nur noch so schnell wie möglich das Weite suche.

Im ersten Moment ist es seltsam, bei dem vom Lenau-Haus organisierten Architektur-Spaziergang plötzlich auf viele deutschsprachige Menschen in Ungarn zu treffen, und es sind

* Eine in Pécs lebende Frau sagt mir: «Ein Ungare, der etwas auf sich hält, hat ein Haus, ein Auto, ein Haus am Balaton-See – und einen Weinberg.» «So werden Mythen geschaffen», bemerkt Enikő, Károly's Frau, dazu in ironisch-trockenem Tonfall – und ich denke, es wäre ja auch zu einfach gewesen!

mehrheitlich auch tatsächlich keine Touristen – doch ja, natürlich gibt es die Geschichte der sogenannten Donauschwaben*, wird mir jetzt deutlich bewusst.

Eine der Frauen allerdings, mit der ich mich länger unterhalte, ist in den 1970er Jahren aus der DDR nach Pécs gekommen, durch Heirat mit einem Ungarn – und so einfach war das damals nicht, denn die DDR wollte ihre Einwohner gerne bei sich behalten und versuchte den jungen Ehegatten zu überzeugen, in die DDR zu kommen. Doch am Ende konnten sie in Pécs leben. Mittlerweile ist der ungarische Mann verstorben, doch sie ist in Pécs geblieben und möchte auch um nichts zurück nach Deutschland. «Wo in Deutschland stehen die Menschen im Restaurant auf und tanzen, wenn Musik gespielt wird?», fragt sie. Zugleich seien die Menschen, besonders die Männer, zumindest diejenigen alter Schule, höflich, zuvorkommend, aufmerksam; ihr Mann habe nie mit Komplimenten gegeizt, sie auf Händen getragen, schwärmt die heute wohl rund 70-jährige Frau. Und sie habe schnell viel Freunde gefunden. «Mich muss man mit den Füßen voran aus meiner Wohnung tragen», sagt sie, und sie meint damit auch Pécs und Ungarn.

Doch zurück zu den Deutschsprachigen in Pécs. Die Bibliothek, die auf der Website des Lenau-Hauses angepriesen wird, kann ich nicht sehen; die sei nicht zugänglich, sagt mir der Mann im Sekretariat des Hauses, sie werde zurzeit als Abstellraum benützt ... oy ... Ich solle doch auf der Couch im Foyer warten, da könne man Magazine ansehen. Na, gesagt, getan. In einem dieser Zeitschriften lese ich, dass «mehr als 1000 Kinder» «in der Stadt Fünfkirchen heutzutage einen Kindergarten oder eine Schule» besuchen, wo sie «in der Sprache ihrer Nationalität erzogen und unterrichtet werden». Nationalität? Die Rede ist in dem Artikel des Weiteren von «Ungarndeutschen». Das seien ungarischstämmige bzw. deutschsprachige Bewohner Ungarns, und dieser Sammelbegriff werde heute vorwiegend von Menschen in Anspruch genommen, die sich zu den Donauschwaben, einer ethnischen Minderheit, in Ungarn, zählen. Damit sind wir wieder bei den Donauschwaben. Aber viele der Donauschwaben sind doch mittlerweile ungarische Staatsbürger? Aber gleichzeitig auch immer noch deutsche Staatsbürger? Oder zwar mehrheitlich nicht auf dem Papier, aber in ihrem Identitätsverständnis? Haben sie tatsächlich eher eine «Doppelidentität», wie es Jenő Kaltenbach, der frühere Parlamentsbeauftragte für Minderheitenrechte in Ungarn, beschrieb?

* Ihrer Geschichte sind andere writers-in-residence schon nachgegangen, deshalb kann ich hier die Frage überspringen, warum, woher ...

Als Károly und Enikő mich mit meinem Freund nach Villány zum Winzer Horst Hummel fahren – er selbst ist in Stuttgart geboren, lebt heute in Berlin, hat aber Vorfahren aus der Vojvodina –, fahren wir durch mehrere Dörfer, die zweisprachig angeschrieben sind: Mischlen/Kozármisleny, Palkan/Palkonya mit den Weinkellern, die sich von kleinen Häusern tief in die Erde bohren. Tatsächlich beginnt hier in dieser Gegend der Balkan, und die Grenze zum früheren Jugoslawien, hier zu Kroatien, ist nur noch rund acht Kilometer entfernt. Hummel produziert seinen eigenen Wein, unter dem Label einer gezeichneten Hummel auf den schön gestalteten Flaschenetiketten, und der Wein, den er im Gebiet von Villány (zu deutsch, lese ich später: Wieland, wie der Dichter Christoph Martin W.) anbaut – wir dürfen uns durch fünf Sorten trinken – ist ebenso sorgfältig kreiert, kaum mit Schwefel-, und, wenn ich das richtig verstanden habe, wirklich gänzlich ohne Zuckerzusatz. Hummel führt uns zu den riesigen Fässern – aus Plastik oder anderem Kunststoff? –, in denen der Kék Frankos, der Blaufränkische, seiner sukzessiven Vollendung und letztendlicher Konsumation entgegendämmert, oder sollte es besser heißen: entgegenfiebert?, aber auch andere Weinsorten. Ich bekomme eine leise Ahnung vom Risiko des alchemistischen Prozesses, dem Winzer ausgeliefert sind; sie können es begleiten, da und dort noch ein wenig beeinflussen und schräubeln, doch der Unterschied zwischen einem guten und einem aussergewöhnlichen Jahrgang scheint reine Glückssache.



Ich bin schon etwas angesäuselt, weil kaum das, was man «trinkfest» nennt, da erhalten wir noch ein üppiges Mahl kredenzt, mit frischem Salat, zarten Fleischbrocken, der Mann, macht es den Anschein, weiss zu geniessen. In den Räumen steht ein Klavier – «das war von meiner früheren Frau», sagt der Gastgeber dazu, und niemand wagt nachzufragen, als er nichts mehr dazu sagt –, an den Wänden hängen grosse abstrakte Bilder, goldhellbraune oder rote, blaue, gelbe Farbflächen wie Wolken, die ineinandergreifen, unbestimmt illuminiert, als wollte die Sonne von hinten durchbrechen, aber schaffe es noch nicht, vielleicht nie? «You're a secret landscape painter» hat jemand über die Kunst des aus Washington D.C. stammenden Künstlers und Poeten Raphael Pollack geschrieben, und ich frage mich, ob das nur «ein Maler geheimer Landschaften» meint, oder vielleicht doch auch «ein geheimer Landschaftsmaler»?; das Englisch, meine ich, lässt das hier letztendlich offen, und ich denke, das Oszillierende passt am besten auf den Zusammenklang dieser Bilder mit ihrer jetzigen Umgebung. Hummel lässt Musik von Pink Floyd laufen, es geht von «Atom Heart Mother» (ein Album, das uns überraschenderweise die Musiklehrerin mit ihrem ewig-strengen Rossschwanz und langem Wolljupe im Basler Gymnasium nach Einführungen in u.a. Bachs Brandenburgische Konzert nahe zu bringen versuchte, und wir empfanden das als Anbiederung – wir schrieben das Jugend-Rebellions-Jahr 1980*) über «The Dark Side of the Moon» bis zu «The Wall», wahrscheinlich von einem Soundsystem in chronologischer Folge programmiert. Wir reden über Wein und über Hummels Arbeit in Berlin, er ist Anwalt und hat eben einen Mandanten gegen (eher absurde) Vorwürfe des Plagiats (erfolgreich) verteidigt, es ging um das Musical «Hinterm Horizont» zum Leben von Udo Lindenberg. Martin Verges vs. Thomas Brussig/Urs Waller/Udo Lindenberg, man kann alles im Internet nachlesen.*



In der ungarischen Kulinarik habe ich inzwischen einige wichtige Elemente kennengelernt. Neben dem bor aus Villány auch schon gulyás – csipős – császármorsza – limonádé classicus –

* «Atom Heart Mother» kam 1970 heraus, für uns war die Musik also auch schon etwas veraltet – warum behandelte sie mit uns, wenn schon, nicht «The Wall»? «Teachers, leave them kids alone ...».

* Hummel selbst nannte diskreterweise keine Namen.

palacsinta – szilva oder barack pálinka ... So klingt das Reich der Genüsse, die Ungarn mich entdecken lässt. Starkes Rot, scharfes Fleisch, Mehl-Eier-Speisen, klarer, starker Alkohol, am besten mag ich ihn in Zwetschgen- oder Aprikosen-Geschmack. Gulasch – gulyás – in allen Konsistenzen (ich lerne, dass das helle á bedeutungsunterscheidend vom einfachen a ist, und das das mit einem Konsonanten verbundene y im Ungarischen wohl einer der schwierigsten Aussprachelaute ist ...; ich solle es einfach wie das d im französischen dieu aussprechen, sagt mir Horst Hummel, und das wirkt tatsächlich). Mit scharfem Paprika – csipős. Ich mag die Limonádé, zum einen wegen der frischen Zitronen- und Orangenstücke in der Flüssigkeit, zum anderen wegen des Klangs der Zubereitungsbezeichnung: classicus – klassisch. Überhaupt poppt manchmal aus dem für mich noch immer meist völlig unverständlichen Fluss ungarischen Sprachklangs ein überraschend vertrautes Wort auf. Einmal ist es «leitmotivs», das die Rabbinerin verwendet, als sie über die Gläser Wein im Ritual des Pessachseders spricht. Als sich zeigt, dass es in Pécs kein eigentlich öffentliches Seder-Essen gibt, sah ich mich im Internet bei den Gemeinden in Budapest um und wurde bei der Szim Salom-Gemeinde fündig, die sich als «progressiv» bezeichnet, aber in Zürich deutlich liberaler als die liberale Or Chadasch wäre, denn sie wird von einer Rabbinerin geleitet, und neben ihr steht eine Kantorin. Ich fahre also nach Budapest für den Pessach-Anfang, mit dem Zug – ich gehe zum Bahnhof, auf dem Weg will mich die Bettlerin wieder an die Wand drängen, doch da mich ihr Verhalten wütend macht, gehe ich diesmal schnell um sie herum; ich bin nicht stolz darauf, das ist mein Ausbruch-Reflex, wenn man mich in die Enge treiben will.

Károly hat mich vor dieser Fahrt gefragt, ob ich wirklich mit dem Zug fahren wolle und nicht eher mit einem Shuttle, einem Bus oder einer Mitfahrgelegenheit – die Karte dafür trägt tatsächlich den Namen BlaBlaCar-Card –, ob der Zug denn beim ersten Mal nicht verspätet gewesen sei? Und ob die Heizung während der ganzen Fahrt funktioniert habe? Ich lerne, dass Zugfahren für viele Ungarn offensichtlich immer noch ungewöhnlich ist, und dass sie lieber Umwege, Staus, Enge im Auto oder unangenehme Mitfahrende in Kauf nehmen, als mit dem Zug zu fahren. Und tatsächlich ist der Zug auch leicht teurer als Bus oder die Mitfahrlösung (und rund eine halbe Stunde langsamer, wenn es auf den Strassen keinen Stau gibt). Aber Zugfahren ist viel weniger stressig, aus den Fenstern sehen wir nicht Autos vor und hinter uns, rechts und links, sondern die weiten Landschaften, die riesigen, gelb leuchtenden Rapsfelder, Wälder, Schafherden, die Dörfer und kleinen Städte in der Puszta, es geht wieder quer durch Ungarn vom Süden bis in den Norden.

Zum Seder kommen rund 120 Leute; neben uns sitzen Seder-Teilnehmende aus den USA, Argentinien, den Niederlanden, England, der Schweiz und Budapest, zahlreiche Ex-Pats, gesprochen wird Englisch, Ungarisch, Spanisch, Deutsch. Es ist Schabbesabend, aber ein Mikrofon ist in Betrieb, draussen vor der Tür wird eifrig geraucht, mit den Mobiles wird gefilmt, gechattet, fotografiert, und Musik wird ab einem Uralt-Kassettenrekorder abgespielt. Der rund 20-jährige Sohn einer amerikanischen Familie uns gegenüber mag schon bald nicht mehr warten mit Essen; als die Zeremonie beim Karpas (also ca. dem dritten Schritt) angelangt ist, und wir das Radieschen auf unseren Tellern ins Salzwasser tunken dürfen und darauf die zentrale Erzählung vom Auszug der Israeliten aus Ägypten folgt, springt er gleich zu Korech,

wenn nicht nur die bitteren Kräuter, sondern auch das süsse Gemisch von Äpfeln, Nüssen, Wein und Zimt mit den Matzen gegessen werden dürfen. Er räumt seinen Teller einfach leer, den bitteren Geschmack des Radieschens überdeckt er mit dem von Matze und Süssem, und anschliessend macht er sich an den Teller seiner jüngeren Schwester. Die Eltern sehen es, peinlich berührt, tolerierend lächelnd, der junge Mann ist nun bereits zu alt für einen Tadel. Fast forward, fast & furious scheint auch sonst sein Leben zu bestimmen, und ich muss an GetAbstract und die neue App Blinkist denken, in denen Bücher auf «leicht verdauliche Häppchen» zusammengefasst, zusammengerafft werden. Warum das Ritual Schritt für Schritt durchführen, zuhören und mitdenken, wenn es auch schneller geht? Den Sinn des Ganzen, die wichtigsten Momente hat man ja eh begriffen. Auch ich bin mit den Jahren nicht viel geduldiger geworden, doch ich glaube heute mehr als früher an die Symbolik von Handlungen, und Er-Innern ist im Kern immer ein aktiver Vorgang. Das erzähle ich auch den Schülerinnen und Schülern in der Zisterzienser-Schule (ich darf Deutsch sprechen), wo ich für eine Stunde eingeladen bin, denn es handelt sich dabei um ein zentrales Moment für mein literarisches Schreiben: Was wir erinnern, verwandelt sich stets, wenn wir es erzählen, mündlich oder schriftlich, und zwar mit jedem Mal, da wir es in unserem Gedächtnis aufrufen. Jedes Mal erinnern wir uns leicht anders, denn das Erinnernte passt sich dem Jetzt an, der neuen Sicht und dem Beurteilen aus der Gegenwart. Deshalb verwandelt sich auch das, von dem wir denken, dass es doch unsere deutliche, persönliche Erinnerung sei, verschiebt sich, neue Elemente treten in den Vordergrund, andere Motive – es gibt also nie nur eine, für immer gültige persönliche Erinnerung.

Und deshalb werde ich ab nun jedes Mal, wenn ich an Pécs denke, mich anders erinnern, an dieses und vieles andere, denn nicht nur ist die Erinnerung jedes Mal eine andere, sondern auch das, an das wir uns erinnern, kann etwas anderes sein; meine Pécser Notizen formen nur einen kleinen Ausschnitt, sie folgen einem assoziativen Faden durch die Überfülle von Bildern, Eindrücken, Gesprächen, die ich hier erleben durfte, und für die Möglichkeit, diesen Monat in dieser Stadt in Südosteuropa zu verbringen, danke ich allen, die das so eingerichtet haben, an erster Stelle Károly Méhes und Enikő Kulcsár sehr herzlich.



Und grosser Dank gebührt János Hábel, der sich mit bewundernswerter Neugier und Hartnäckigkeit einen riesigen Wissensschatz über die Geschichte der jüdischen Bevölkerung von Pécs erarbeitet hat.





Bilder Copyright: Miklós Klaus Rózsa und Bettina Spoerri